

Die Neue Welt

Nr. 26

Illustrirte Unterhaltungsbeilage.

1899

Jakob.

Roman von Alexander L. Kielland. Autorisirte Uebersetzung aus dem Norwegischen von Leo Bloch.

(Fortsetzung.)

Aber sonst war Törres nicht viel weiter gekommen. Obgleich er den Ruf hatte, ein tüchtiger Verkäufer zu sein, von welchem die Damen sich gern bedienen ließen, und obgleich Frau Knudsen sein Gehalt erhöht hatte, so kam er ihr doch niemals näher. Sie war das feinste Frauenzimmer, das er kannte — nicht puppenfein wie Fräulein Thorsten, sondern inwendig fein, still und überlegen.

Aber Herr Jessen wachte über den Schatz, wie über die Abrechnung. Ein Gefühl, daß dieser Bauernbursche vielleicht doch einmal gefährlich werden könnte, hatte angefangen, in Herrn Jessen's Sicherheit aufzubäumen; und er wurde immer genauer in den kleinsten Kleinigkeiten, daß Törres ja nicht einen Strich höher kommen sollte, als er zuließ.

Darum war Herr Jessen auch liebenswürdiger zu Fräulein Thorsten; denn auch da kam es ihm vor, daß Törres sich vorzudrängen versuchte. Und so bekam Fräulein Thorsten's Herz nie Zeit, ganz zu werden, sondern blieb schmerzlich zwischen Beide getheilt.

Nur an einer Stelle hatte Törres einen vollständigen Sieg errungen, und das war über die große Bertha. Die Schnelligkeit, mit welcher dieser Bauernbursch, der als ihresgleichen angefangen, zu einem feinen Herrn aufgerückt war, welcher nun im Zimmer ab und Sonntags eingeladen wurde, hatte ihr großen Eindruck gemacht.

Aber Törres selbst fing an zu fühlen, daß er festsaß. So lange er nicht an Herrn Jessen vorbeikommen konnte, war das Alles noch nichts. Und Herr Jessen war so behende und korrekt; nie konnte Törres einen Fehler entdecken, an dem er einsehen konnte; es sah so aus, als ob Herr Jessen sich immer mehr im Geschäft festsetzte, und die Stadt war mehr als je darüber einig, daß aus ihm und der Wittve noch ein Paar werden würde.

Es war spät in der Nacht, als Törres von einer Kartenpartie bei einem Kameraden nach Hause ging. Sein Kopf war heiß von Lobbj und dem Tabakrauch in dem kleinen beschränkten Zimmer, und er ging gegen Wind und Regen in trostigen Gedanken. Die Kameraden hatten wieder von Jessen und Frau Knudsen gesprochen; Törres schwur, während er ging, daß jetzt der Schlag sitzen sollte.

Was er thun wollte, wußte er nicht genau; aber morgen sollte Jessen etwas Anderes zu fühlen bekommen; er ließ sich nicht länger duden, er —; zuweilen kamen solche Anfälle von Naserei über ihn. Aber da pflegte er die Zähne so fest aufeinanderzubeißen, daß er zitterte, und da ging es vorüber.

Er zog seine Stiefel unten aus, wie er pflegte, wenn er so spät kam, und schlich sich vorsichtig im

Dunklen die Treppe hinauf. Aber als er über den Gang in sein Zimmer tappen wollte, blieb er auf einmal stehen, und ein Gedanke schoß wie ein Blitz in ihm auf. Da drinnen, zur Linken, lag Jessen's Liebste, oder was sie sonst war; jedenfalls stand sie auf seiner Seite; mit ihr wollte er den Anfang machen.

Manchen Abend hatte er so an Fräulein Thorsten gedacht, wenn er so nah an ihrer Thür vorbeikam. Aber immer war er vernünftig gewesen und hatte an den Skandal und Aufstand gedacht. Bertha konnte hören, — und Frau Knudsen unten.

Aber heute Abend hatte er Muth dazu, was auch daraus werden sollte; und auf Strümpfen, wie er war, schlich er sich an ihre Thür.

Fräulein Thorsten hatte in der ersten Zeit, als dieses Mannsbild auf den Boden gekommen war, ihre Thür treulich verschlossen. Aber jetzt war sie in vollständiger Sicherheit davon abgegangen. Er schlich sich lautlos hinein und tastete sich vorwärts zum Bett.

Sie fuhr im Schlafe auf; aber er ergriff sofort ihre Hände und flüsterte, sie müsse ganz ruhig sein; es wäre keine Gefahr.

„Brennt es?“ murmelte sie und riß sich los. „Nein, ich bin es nur — Wall —, und ich komme, ein paar Worte mit Ihnen zu reden, Fräulein!“

„Ach, wie ich erschrocken bin!“ seufzte Fräulein Thorsten und legte sich zurück; erst in diesem Augenblicke erwachte sie eigentlich; und zugleich zog sie sich einwärts bis zur Wand und fragte in neuer Angst, was er hier wollte.

Er wollte ein bißchen mit ihr reden. Er müßte sofort gehen, sofort, sagte sie und fing an zu beben; was wollte er von ihr? Sie fähen sich ja den ganzen Tag.

Das wäre es gerade, daß sie sich den ganzen Tag sähe; und doch nie ein vertrauliches Wort gesprochen hätten; er wäre so einsam, Keiner kümmerte sich um ihn.

Sie lag mit offenen Augen im Dunkel und hörte auf seine Worte, welche er in traurigem und ehrerbietigem Tone flüsterte. Sie konnte sehen, daß er sich vor ihrem Bett auf die Kniee gelegt; aber da kein weiteres Anzeichen dafür sprach, daß er ihr nahe kommen würde, lag sie still und hörte ihn an, ohne zu zittern.

Sie wäre immer so nett und freundlich zu ihm gewesen, seit er gekommen; aber gerade darum konnte er es nicht länger aushalten —.

Was könnte er nicht aushalten? fragte sie im Flüstertone, wie er.

Ach, sie wußte gut, was er meinte.

Nein, sie wußte wirklich nicht.

Daß sie leugnen wollte! Als ob er es nicht sähe, was zwischen ihr und Herrn Jessen wäre.

Er hörte sie eine heftige Bewegung machen, während sie mit festem Tone antwortete: „Ich bin nicht mit Herrn Jessen verlobt.“

„Nennen Sie es, wie Sie wollen,“ sagte Törres anzüglich.

Jetzt aber richtete sie sich ganz im Bett auf und sagte eindringlich: „Ich habe absolut nichts mit Herrn Jessen zu thun, und das will ich Ihnen nur sagen; nie ist mir ein Mann so nahe gewesen wie Sie heute Abend; jetzt müssen Sie gehen — sofort, sofort!“

Er rief ihr ein „psit“ zu, denn sie hatte angefangen, laut zu sprechen, und er fuhr selbst flüsternd fort, ihr für diese Versicherung zu danken, welche ihn so glücklich machte, wenn auch —

Er müsse ihr glauben; sie hatte sich jetzt wieder in ihr Kissen zurückgelegt, und während sie ihn inständig bat, ihr zu glauben, kam eine von ihren warmen kleinen Händen bis ganz zu ihm hinüber.

Törres ergriff sie; während er sie hielt, wurde ihm so merkwürdig schwindelig! Aber da er von seiner Heimath an solche nächtliche Besuche gewohnt war und auch daran, Zeit zu geben und nicht die Mädchen das erste Mal sehen zu machen, fuhr er ruhig fort zu flüstern; er dankte ihr und bat sie, nicht böse zu sein, daß er gekommen wäre.

Nein, das würde sie nicht sein; aber jetzt müßte er gehen und dann müßte er ihr glauben.

Das würde er und er wollte ihr erzählen — Nein, jetzt müßte er wirklich gehen, und sie zog die Hand zurück.

Er erhob sich und sagte achtungsvoll: „Wenn Sie es verlangen, da gehe ich.“

Aber an der Thüre flüsterte er: „War das jetzt nicht nett von mir, daß ich ging, wie Sie mich bat?“

„Ja, danke,“ flüsterte sie im Dunkeln zurück; „gute Nacht!“

Sie horchte, bis Alles ganz still geworden war, und fühlte fast eine überschwingliche Freude darüber, daß er so nett war, zu gehen, als sie ihn bat. Und während sie Stunde auf Stunde schlief, glaubte sie wach zu liegen und daran zu denken. Und am Morgen war sie nicht sicher, ob nicht das Ganze ein Traum gewesen.

VII.

Es war nach dem Mittagessen. Gustav Krüger saß tief in seinem Lehnstuhle und las etwas, ehe er einschlief. Lange konnte das nicht sein, denn das Licht schwand schnell an dem kurzen Herbsttage.

Tante Sophie strickte und Julie lag in einem Schaukelstuhl zurückgelehnt mit einer Zeitung und hörte den Andern zu, sagte selbst aber nichts.

„Warum streitest Du dagegen, Sophie?“ sagte Krüger.

„Ich streite überhaupt nicht dagegen; ich frage nur, ist hier etwas für einen Ball da?“

„Julie hatte Lust.“

„Zwei Bauernleutenants, anderthalb Studenten und im Uebrigen Ladensjungen. Kann das auch etwas werden?“

„Du sollst ja doch nicht tanzen, Sophie!“

„Nein, Gott sei Dank!“

Kurz darauf sagte Krüger, immer noch ohne vom Buche aufzusehen: „Ich denke, es ist zumeist das, daß Du nicht Frau Steiner von allen ihren Anbetern umgeben sehen willst.“

Aber da mußte Tante Sophie lachen, wirklich ein überlegenes spöttisches Lachen; das waren ein paar nette Anbeter, zum Beispiel Lehrer Jensen, der noch obendrein verheirathet war.

„Ja, das ist nun so mit alten Jungfern; die mögen nicht —“

„Alte Jungfern!“ sagte Tante Sophie; „das Wort hat sie in's Haus gebracht; das hast Du früher nie gesagt, Gustav.“

„Ja, aber Du wirst doch nicht leugnen, Sophie, daß Du alt bist und — und unverheirathet?“

„Das leugne ich nicht,“ antwortete Tante Sophie.

„Ja, ja!“ antwortete Krüger mit leichtem Gähnen, legte das Buch fort und schloß die Augen; „etwas Anderes habe ich ja nicht gesagt.“

Kurz darauf schnarchte er in gleichmäßigen Takt; Tante Sophie's Stricknadeln gingen auch zur Ruhe, und Julie ließ die Zeitung auf den Fußboden nieder gleiten und verank in Träumereien.

Seit sie von ihrem Dresdener Aufenthalt nach Hause gekommen war, und besonders jetzt, seit sie sich so mit Frau Steiner befreundet hatte, waren die Stadt und alle Menschen ihr ganz entfremdet. Alle Damen, wie Frau Bankpräsident Christensen, und die anderen, welche sie von ihrer Mutter her kannten, sahen sie jetzt mit wunderlicher Miene an, wie ihr schien.

In den ersten Tagen hatten sich alle um sie gedrängt und sie eingeladen; und sie hatte immer wieder erzählt von ihrem Aufenthalte im Auslande, Alles, was sie erlebt, gesehen und gegessen hatte.

Aber einige Zeit darauf hielt ihre beste Freundin Jolla Blum es für ihre Pflicht, Julie anzuerkennen, daß es der ganzen Stadt schien, sie wäre lächerlich mit dieser Auslandsreise, von welcher sie überall erzählte, wo sie hinkam. Es wären ja so Viele, die gereist waren, zum Beispiel Frau Christensen, welche mit ihrem Manne in Paris gewesen, und überdies Konsul With, der wäre doch genug gereist, und der hatte gesagt, daß Dresden ein langweiliges Nest wäre.

„Ja, aber Liebste!“ meinte Julie; „sie fragten ja Alle und wollten wissen —“

„Außerdem haben ja nicht Alle die Mittel zum Reisen,“ fuhr Jolla Blum fort, deren Herz voll war, „und darum scheint es Vielen, darum brauche man sich nicht so wichtig zu thun — ja, das sagt man — es könne für Dich hier zu Hause wohl auch gut genug sein — sagt man — wenn so viele Andere sich damit zufrieden geben.“

„Liebste, habe ich etwas Anderes gesagt?“ unterbrach Julie besitzth.

„Und es ist auch nicht Alles so ausgezeichnet im Auslande; denn der Fleischsalat, den Du Frau Ludwigsen lehrtest —“

„Sie hat um das Rezept —“

„Ja, entschuldige, Julie, der war, weiß Gott! nicht zu essen; denn ich war selbst den Abend da; und das Mädchen, das den Nest bekam, mußte sich die ganze geschlagene Nacht übergeben.“

Nach dieser Zeit nahm sich Julie wohl in Acht, das Ausland oder so etwas zu erwähnen; aber sie merkte wohl, daß es zu spät war. Es war eine Stille eingetreten; sie hatte sie Alle beleidigt. Und das wurde noch schlimmer, als Frau Steiner in die Stadt kam und Julie an sich zog.

Denn Frau Steiner saß sofort auf dem „Isolir-

schemel“, wie sie selbst sagte; und wäre es nicht gewesen, daß die Männer sie suchten, so wäre sie vollständig von der Gesellschaft ausgeschlossen gewesen. Unter den Damen bekam sie auch keinen andern vertrauten Verkehr als Julie Krüger, weshalb sie diese auch vollständig mit Beschlag belegte.

Zwischen hielten der ganze Umgangskreis und die Freundinnen ihrer Mutter noch an Julie fest; sie luden sie weiter ein und zwar mit solchem Eifer, daß Julie merkte, es sollte ein Versuch sein, sie dem gefährlichen Einflusse zu entziehen.

Und so wurde sie ärgerlich und that sich mit der jungen Frau zusammen; sie pugte sich und veranstaltete kleine Diners zur Freude ihres leichtsinnigen Vaters.

Sie hatte aber auch ihre bösen Stunden, in denen ihr Muth sank, wie diesen Nachmittag, während sie ihre Freundin erwartete.

Julie hatte so viel von ihrer Mutter Blut und kannte ihre Welt so gut, daß keine Miene in einem Gesichte, keine Andeutung im Tonjalle ihr entging. All' die scharfen Stacheln, in die Jeder gleichsam eingesticht war, trafen sie, und sie fühlte, daß das einzige Mittel wäre, ebenso sauer und stachelig zu werden wie die Stadt.

Von klein auf war sie herumgegangen, halb bewußt von Einem zum Andern schwankend. Ging sie um des Vaters Hals, lustig und froh, fühlte sie eine Art böses Gewissen. Aber saß sie vernünftig mit einer kleinen Arbeit zwischen den Freundinnen der Mutter und hörte sie die Unterhaltung gehen von Haus zu Haus, von Sorge zu Sorge, von Uebel zu Uebel, da litt sie, weil sie sich sehnte, hinaus zu kommen.

Nach dem Tode der Mutter und dem Aufenthalte im Auslande war sie etwas sicherer geworden; aber neue Grübeleien und Zweifel entstanden aus ihrem vertraulichen Verhältnisse zu Frau Steiner.

Die Männer waren es und wieder die Männer, von denen sie zu hören bekam. Abgründe von Schlechtigkeit und Schmutz öffneten sich vor Julie. Obgleich sie oft nur die Hälfte verstand, bekam sie doch so gründlich Bescheid, daß sie sich selbst ihrem eigenen Vater gegenüber genirt fühlte.

Denn das konnte sie begreifen — ihre Freundin hatte es sogar mit einem leichten Lachen geradezu gesagt, daß ihr Vater nicht um ein Haar breit besser wäre als die Andern.

Aber, daß Jemand darüber lachen konnte! — und Lulli, welche das Schreckliche erfahren hatte, mit einem solchen Manne verheirathet zu sein, und sie, welche so heldenmüthig die Reinheit gerächt hatte, daß sie mit ihrer theuer erkauften Erfahrung von der ungebundenen Sittenlosigkeit der Männer trotzdem beständig um diese Männer kreiste, oder sie jedenfalls um sich kreisen ließ!

Nicht so, daß sie die Finger ausgestreckt hätte; sie bekamen gut zu hören; sie kannte sie aus- und inwendig und das gab sie ihnen zu verstehen.

Die aber lachten nur und kamen wieder. Sie scharten sich um sie, als ob sie gerade wünschten, recht geprügel zu werden und all' ihre Niedrigkeit vorgelesen und beschriebe zu bekommen.

Spazhaft war es, das war sicher, aber es machte Julie verwirrt; sie sehnte sich nach Lulli's Atelier, während sie saß und sich vor ihrem Kommen grante.

Frau Steiner hatte nämlich ihre Wohnung in ein modernes Atelier, wie es sein sollte, verwandelt. Und das imponirte Allen, welche dorthin kamen: die halbdunklen Räume mit plötzlichen Lichtwirkungen, überall Teppiche und Portieren, Draperien und spanische Wände; kühne Altzeichnungen; Frau Steiner's eigene Malereien, deren aufrichtige Farben sofort alle mitgebrachten Autoritäten umwarfen; die unmöglichen Stühle, welche nicht zum Sigen da waren, die niedrigen Divans, die aufgehängten Topfscherben und die gespannten Fächer, all' das Fremde um die schöne geschiedene Frau herum gab den Eingeweihten den Geschmack des äußerst Verfeinerten an der Grenze des Lasterhaften.

Hier wurden kleine ansehnliche Diners gegeben mit den wunderbarsten Gerichten und reichlich Wein, Zigaretten und ungezwungener Unterhaltung. Aber am Tage darauf ging ein Grauen durch die Stadt,

als ob die Höllepforte sich einen Augenblick lang geöffnet hätte.

Aber am meisten wurde Julie von den langen Nachmittagsstunden gefesselt, wenn sie und Frau Lulli ausgestreckt auf dem Divan lagen bei Zigaretten und einem Glase Liqueur; dabei lernte sie.

Es läutete dranken im Entrée; aber Julie ging nicht anmachen, obgleich sie fast gewiß war, daß es ihre Freundin war. Sie liebte und bewunderte Lulli, aber es war — wie gerade an diesem Nachmittag — immer etwas, was auf sie wartete, ein Richterstuhl, an dem sie nicht vorbeikommen konnte.

Als Frau Steiner in die Stube trat, wo es nun fast dunkel war, wachten die Alten sofort auf und fingen eifrig zu plaudern an, als ob sie nicht geschlafen hätten; Julie erhob sich auch, aber langsam.

„Wollen Sie uns die Ehre erweisen, unseren Weihnachtsball zu eröffnen?“ fragte Krüger galant von Sopha hinüber.

„Hier giebt's Ball? Brillant! Du warst so ungewiß, Julie.“

„Julie schien es natürlich, daß die Stadt so arm an Cavalieren ist,“ sagte Tante Sophie.

„Ach, wir müssen streitig und Pleich nehmen,“ meinte Frau Steiner lachend.

„Sie nehmen also mit mir verliebt?“ fragte Krüger.

„Ob ich es thue!“

„Ein altes ekliges Mannsbild, wie ich bin?“

„Hätten wir nur viele solche, Herr Krüger!“

Aber bist Du nicht vergnügt, Julie?“

„Mir scheint, wie Tante Sophie —“

„Liebste, wir nehmen unsere ganze Menagerie und dazu alle wilden Thiere aus dem Walde; wir durchsuchen das Volk, Post-, Telegraphen- und Schulwesen und dann alle Kramläden; der kleine nette Zeffen bei Knudsen, das kann gut angehen.“

„Es ist überdies alter Brauch, Knudsen's Personal einzuladen,“ sagte Krüger.

„Brillant!“ rief Frau Steiner; „dann bekommst Du auch Deinen Freund, Julie, den langen, rothhaarigen —“

„Nein, da muß ich bitten,“ sagte Julie etwas scharf; „das ist doch gewiß Deine Schwärmerin.“

„Du hast ihn entdeckt, Julie.“

„Von wem sprechen die Damen?“ fragte Krüger.

„Von dem Großen, Neuen bei Frau Knudsen.“

„Von Dem! Dem Bauernjungen, dem Angeheuer!“ rief Krüger und sprang auf; „ach, das ist Spaß, um mich zu ärgern.“

„Weit ab, Herr Krüger; Julie findet ihn distingué!“

„Das bist Du, die das findet, Lulli.“

„Gib' Dich, Sophie! Hier ist es so dunkel; ich kann nicht sehen, ob sie mich zum Narren machen,“ sagte Gustav Krüger ärgerlich. Aber als Tante Sophie, welche schon lange mit der Hängelampe geraffelt hatte, Feuer bekam, und als Frau Steiner weiter versicherte, daß sowohl sie wie Julie sich lebhaft für Herrn Ball interessirten, da wurde er ganz außer sich und schwor, daß der Bursche nie einen Fuß in sein Haus setzen sollte.

Als aber die junge Frau Steiner, welche an seine Höhe gewohnt war, nur lachte, nahm er seinen Hut und ging hinunter in's Comptoir.

Nach der Lampe bekam es Tante Sophie mit dem Ofen zu thun und rasselte so lange und tüchtig mit Kohlenschaukel und Feuerzange, daß die jungen Damen nicht zu Worte kommen konnten. Frau Lulli zog Julie mit sich; sie sollten nach Haus zu ihr, um die Menagerie zu revidiren und zu sehen, was da eigentlich zu einem Balle aufzutreiben war.

Auf der Straße aber blieben sie vor dem obersten Fenster von Frau Knudsen stehen, wo Torres gerade mit einigen jungen Damen beschäftigt war, welche lächelten.

„Es ist garnicht so schlimm, Julie!“

„Das war häßlich von Dir, Lulli, daß Du Vater einreden wolltest, daß ich — daß er —“

„Aber Liebe! Du kannst doch wissen, Dein Vater verstand, daß es Spaß war; oder sollte doch —?“

„Pfui, Lulli! Heute bist Du boshaft.“

Frau Steiner drückte ihren Arm an sich und zog sie mit durch die dunklen Straßen.

(Fortsetzung folgt.)

Vor fünfzig Jahren!

Von Wilhelm Liebknecht.

(Fortsetzung.)

Wenn vor der Kaiserdeputation mitunter einem der parlamentarischen Kaiserposten-Dichter gegenüber Zweifel geäußert wurden, pflegten die tapfersten der „Besten“ (die „Besten“ waren sie schon damals) unter Erheuchelung des Muthes wildgewordener Hämmer sich in die Brust zu werfen und mit drohender Dramarbasiniene auszurufen:

„Der König muß, mag er wollen oder nicht, und wenn er nicht will, so machen wir eine Revolution.“

„Wir“ — daß Gott sich erbarm! Eher macht ein Stall voll Kaninchen Revolution!

Als von Anderen Revolution gemacht wurde, da fielen „wir“ vor Schreck fast in Ohnmacht.

Dies klägliche Ende der Kaiserposten hatte das Gute, daß für Jeden, der fähig war, die Dinge zu sehen, wie sie sind — eine Fähigkeit, die leider sehr wenig verbreitet ist — der Abgrund enthüllt und hell beleuchtet ward, welcher die deutschen Fürsten von dem deutschen Volk — und von allen modern bürgerlichen Ideen trennt. Diese absolute Verachtung und Ignoranz des Volks, diese Einbildung, höhere Wesen zu sein, diese Berufung auf die Gottheit — davon war in England seit genau 200 Jahren keine Spur mehr vorhanden, seit jenem Jahr 1648, dem Schicksalsjahr, das durch den westfälischen Frieden das arme, zerstückte Deutschland nach den Schrecknissen des dreißigjährigen Krieges aus der Reihe der lebenden Staaten strich — und das gleichzeitig den ersten, zunächst bloß für England entscheidenden Sieg der Volkssouveränität über die Fürstensouveränität brachte. Hier stand auf einmal, dreiviertel Jahre nach dem 18. März, als der Rausch der Märzrevolution noch die Massen beherrschte, zugleich die Einsichtigen längst geahnt hatten, daß sie wurmstichig geworden war, vor dem deutschen Volk der ganze Aberglaube und Herenzauber des Mittelalters. Das Gottesgnadenthum, das anfangs, als es sich vor der jungen Revolution noch zu schwach fühlte, mit ihr hatte pastiren wollen — jetzt fühlte es sich stark genug, die Rollen zu vertauschen, und verlangte von der Revolution, daß sie mit ihm zu pastiren und sich vor ihm demüthigvoll zu verneigen habe. Das Feste, die Kraft, war nicht das Volk, sondern die Fürstenschaft. Nicht aus dem Volke heraus und auf den Schultern des Volkes sollte der Neubau Deutschlands sich erheben, sondern durch die Gnade der Fürsten und auf den Schultern der Fürsten. Alles, was nicht von den Fürsten ausging, war Revolution. Eine vom Volke oder doch der Volksvertretung geschaffene Krone hatte den „Lidergeruch der Revolution“, war ein schmutziger Meiß „aus Drech und Leiten gebaden.“

Das Parlament, welches den Zutritt empfangen hatte, war weder in der Stimmung noch in der Lage, den Handschuh und den Kampf aufzunehmen. Es hatte in der tollen Verblendung impotenter Selbstüberhebung, gepaart mit dünnleuchtendem, sich unfehlbar glaubendem Dogmatismus, alle Wurzeln seiner Kraft abgeschnitten und sich dem Volke erst entfremdet, dann feindlich entgegengesetzt. Vom Volke gehäßt und verachtet, von den Fürsten verachtet, ohne jegliche substantielle Macht, war das Frankfurter Parlament vollkommen ohnmächtig und trieb steuerlos einher, ein Spielzeug der Wogen und Winde.

Aber im Volke regte es sich mächtig. Die Reichsverfassung, welche das Parlament so mühsam zur Stütze gedreht hatte, stand wesentlich auf demokratischem Boden und enthielt, abgesehen vom Erbthum, viele sehr gute Bestimmungen. Vor Allem gewährte sie das allgemeine gleiche, direkte und geheime Wahlrecht, welches, wenn in Kraft bestehend, die Herrschaft der Volkssouveränität bedeutete und dem souveränen Volke die Möglichkeit bot, den vorhandenen Mängeln abzuwehren und seinen souveränen Willen zur Geltung zu bringen.

Es ist hier der Platz, die Hauptbestimmungen der Reichsverfassung mitzutheilen. Mit der Wahl des Königs von Preußen — am 28. März — war

das Verfassungswerk vollendet; und am Tage darauf — am 29. März 1849 — wurde die Reichsverfassung „publizirt.“ Sie beschränkte im Interesse der Staatseinheit die Rechte der Einzelstaaten, denen sie z. B. das Recht entzog, im Auslande ständige Gesandte zu halten. Es sollte nach Außen nur noch eine Vertretung des Reichs geben. Dagegen behielten die Fürsten das Recht, Truppen zu halten und deren Befehlshaber zu ernennen. Der Reichsgewalt war weiter die oberste Gesetzgebung übertragen, soweit sie nicht Fragen betraf, deren Regelung lediglich die einzelnen Staaten interessirte. So unterlag ihm die Gesetzgebung über das Zoll- und Münzwesen, über das gesammte bürgerliche, das Gewerbe-, Handels- und Wechsel-Recht. Die Reichsgewalt lag in den Händen des Kaisers und des Reichstags. Dem Kaiser, der den Titel: „Kaiser der Deutschen“ führte, stand die Exekutive zu, die er durch verantwortliche Minister ausübte. Er erklärte Krieg und schloß Frieden, er schloß die Bündnisse und Verträge mit den auswärtigen Staaten, er berief und schloß den Reichstag. Dieser zerfiel in ein Staaten- und Volkshaus. Das Erstere bestand aus den Vertretern der einzelnen Staaten, welche zur Hälfte durch die Regierung, zur Hälfte durch die Volksvertretung des betreffenden Staates auf 6 Jahre ernannt wurden. Das Letztere wurde durch die Abgeordneten des deutschen Volkes gebildet. Es kam — nach den Bestimmungen des Reichswahlgesetzes — durch direkte und freie Wahl zu Stande — auf je 100 000 Einwohner ein Abgeordneter. Wähler war jeder unbefohlene Deutsche, der das 25., wählbar jeder, der das 30. Lebensjahr zurückgelegt hatte. Die Wahlperiode betrug 3 Jahre, die Abgeordneten erhielten Diäten. Von beiden Häusern des Reichstags gemeinsam gefaßte Beschlüsse bedurften, um Gesetzeskraft zu erlangen, der Zustimmung des Kaisers. Wurde ein Beschluß jedoch drei Sitzungsperioden nacheinander unverändert angenommen, so wurde er auch ohne die kaiserliche Zustimmung mit Ablauf der 3. Sitzungsperiode Gesetz.

Als Grundrechte des deutschen Volkes wurden endlich erklärt und eingeführt: Freizügigkeit, freies Vereins- und Versammlungsrecht, uneingeschränkte Pressfreiheit, Freiheit der Wissenschaft und ihrer Lehre, Unverletzlichkeit der Wohnung, des Briefgeheimnisses, Unantastbarkeit des Unterrichts für Jedermann in den Volksschulen, für Unbemittelte in allen Schulen, Rechtspflege in Strafsachen durch Schwurgerichte, in Zivilsachen durch gewählte Richter. Befreiung wurden alle Standesunterschiede, die Todesstrafe, die gutsherrliche Gerichtsbarkeit, aufgehoben die Familienfideikommiss und Lehen, verboten wurde die Annahme ausländischer Orden. Endlich wurde bestimmt, daß jeder deutsche Staat eine Verfassung mit Volksvertretung haben solle.

Die Stellungnahme der verhassten preussischen Regierung gegen die Reichsverfassung und die beleidigende Art und Weise, wie der Preussenkönig die Kaiserkrone abgelehnt hatte, bewirkte, daß die demokratischen Elemente sich unwillkürlich der Reichsverfassung zu nähern begannen und sie sympathischer betrachteten. Den Erbkaifer, dies schlechteste Glied der Reichsverfassung, war man durch die Ablehnung des Königs von Preußen ja glücklich los.

Inzwischen hatten sich die „Kaisermacher“ von ihrem ersten Schrecken erholt, und sie entdeckten einen Strohhalme, an den sie sich anklammerten und der in ihrer Phantasie schnell zu einem Balken wurde, stark genug, den lustigen Luftbau der Reichsverfassung zu tragen. Der König von Preußen hatte sich bei der Ablehnung der Krone so ausgedrückt, daß man mit Würgen, Drehen und Winden aus dem Wortlaut den Schluß ziehen konnte, er würde die Krone annehmen, wenn die übrigen Fürsten Deutschlands ihn zum „Erbkaifer“ „kürten“ würden. Dieser altmodische Ausdruck der alten, vermoderten Reichsverfassung mit ihren Kur-, d. h. Kur- und Wahlfürsten, die den Kaiser zu wählen hatten, bewies freilich, daß der König von Preußen an die mittelalterliche feudale Reichsverfassung dachte, die das moderne Prinzip der Volkssouveränität nicht kannte, und nicht an eine moderne Verfassung, die

den Monarchen mit allen, vom Liberalismus erfundenen parlamentarischen Garantien der Freiheit und der Volksrechte umgab.

Doch derartige Bedenken kamen den Herren Parlamentariern nicht in den Sinn. Sie waren ja „praktische“ Politiker, „Realpolitiker“; und das „Praktische“ unserer liberalen Herren „Realpolitiker“ hat allezeit darin bestanden, daß sie sich um das Thatsächliche — Reale — und die Thatsachen nicht kümmern und — je nach den Umständen — kleine oder große Luftschlösser bauen, die — auf dem Papier — außerordentlich „praktisch“ eingerichtet sind, und nur den, einen praktischen Realpolitiker allerdings nicht störenden Nachtheil haben, daß man nicht darin wohnen kann.

Sollte es nicht möglich sein, die anderen Fürsten dazu zu bestimmen, daß sie den König von Preußen zum Erbkaifer „kürten“? In Preußen gab es damals schon eine große Partei, auch in den Regierungskreisen bis hinauf in die Hohenzollernfamilie, die Preußen mit Hilfe einer Volksbewegung an die Spitze Deutschlands zu bringen bestrebt war; und die Abneigung des Königs gegen die Kaiserkrone wurde von den meisten seiner nächsten Verwandten und obersten Beamten nicht getheilt. Bei dem schwankenden Charakter des Königs war ein Gesinnungswechsel eine Möglichkeit, mit der gerechnet werden konnte. Und die übrigen Fürsten hatten zwar keine Lust, dem König von Preußen, dem sie an monarchischer Würde und Gottesbegnadung ganz gleich standen, gewissermaßen als ihrem Obermonarchen sich unterzuordnen; allein die Märzrevolution hatte ihnen gezeigt, daß ihre Macht doch gebrechlich und allerhand bösen Zufällen unterworfen war — und es konnte ihnen nicht unangenehm sein, durch Eingfügung in ein großes Ganzes größere Sicherheit zu gewinnen. Außerdem waren sie auch in höherem Maße als die Hohenzollern-Dynastie von der Volksvertretung abhängig. Und die Mehrheit sämmtlicher Stämme in Deutschland war für die Reichsverfassung.

Je kleiner die Staaten, desto kleiner die Macht der Fürsten gegen das Volk. Die kleineren Fürsten waren denn auch sofort bereit, die Verfassung mit dem Erbkaifer anzunehmen, und elf Tage, nachdem das Frankfurter Parlament von Friedrich Wilhelm dem Vierten so grausam und boshaft in den April geschickt worden war, — am 14. April übergaben die Vertreter von 28 deutschen Regierungen dem preussischen Bevollmächtigten bei der „Zentralgewalt“ in Frankfurt a. M. eine Note, in der sie die Reichsverfassung und das preussische Erbkaiferthum anerkannten und erklärten, daß sie zwar gegen einzelne Bestimmungen der Reichsverfassung Bedenken hätten, daß diese Bedenken aber zurücktreten müßten angesichts der Gefahren, die durch ein Hinanschieben oder gar das Scheitern des Verfassungswerks für Deutschland erwachsen würden. Das sah auf dem Papier recht hübsch aus — wie denn noch vieles Andere damals auf dem Papier recht hübsch aussah, trotz des Zutritts vom 3. April. Die Sache hatte nur einen Haken. Unter den 28 die Reichsverfassung anerkennenden Regierungen glänzten gerade die Regierungen durch Abwesenheit, auf welche es ankam, nämlich diejenigen, welche Macht hatten. Deutschland war ja nach der Märzrevolution mit 36 Regierungen und 32 Fürsten — begnadet; es fehlten demnach, da die vier Freien Städte: Hamburg, Bremen, Lübeck und Frankfurt a. M. auf der Liste der 28 waren, sechs Fürsten: die beiden größten, Hohenzollern und Habsburg, von denen der erstere, da er Adressat der Erklärung war, von selbst ausschied, und auch der zweite, weil Gegner der Reichsverfassung und des preussischen Erbkaifers — und die vier Könige von Bayern, Hannover, Sachsen und Württemberg. Das war ominös. Und waren die Fürsten der Achtundzwanziger-Erklärung auch theoretisch ein Jeder genau ebensoviel werth wie die Großen und Größten ihrer Kollegen, so wogen sie doch praktisch allzusammen nicht den vierten Theil so viel, wie die vier durch Abwesenheit glänzenden „Kollegen“. Und die preussische Regierung war in dieser Beziehung unzuverlässig „praktisch“. Sie war auch praktisch, als die Nationalversammlung am 21. April, auf den Antrag von Robbertus, mit 179

gegen 159 Stimmen die Rechtsbeständigkeit der Reichsverfassung anerkannte und damit der Regierung die Pflicht auferlegte, den König zur Annahme der Reichsverfassung zu bestimmen. Die Regierung pfiff auf den Beschluß, jagte, um reinen Tisch zu machen, die Nationalversammlung auseinander, und richtete am 29. April an die sogenannte „Deutsche Zentralgewalt“ eine Note, worin sie, den Fußtritt des Königs noch verstärkend, erklärte, von einer Annahme der Reichsverfassung und der Reichskrone seitens des Königs von Preußen könne die Rede nicht sein; das Parlament müsse eine Reichsverfassung mit sämtlichen (wohlgezählten 36) deutschen Regierungen vereinbaren, und falls das nicht geschehe, würden die Regierungen genötigt sein, eine Reichsverfassung zu oktroyieren, das heißt von oben herab dem deutschen Volk als Zwangsjoch auferlegen.

Der „Bruch mit der Revolution“ war mit dieser Note nun auch formell auf's Gründlichste vollzogen.

Die Bewegung im Volke wuchs und die revolutionären Elemente, sowie Alle, denen es mit der Freiheit und Einheit Deutschlands ernst war, gruppieren sich um die Reichsverfassung, die durch das Vorgehen der preussischen Regierung zur Fahne der Märzrevolution gemacht wurde. Wer für die Errungenschaften der Märzrevolution war und das souveräne Recht des Volkes über das Fürstentum setzte, wurde durch die Logik der Thatsachen unter das Banner der Reichsverfassung getrieben.

III.

Mit Entsetzen sahen die Doktrinäer des Frankfurter Parlaments, wie die Reichsverfassung, die sie als Damm gegen die Revolution errichtet zu haben glaubten, durch die Logik der Thatsachen zum Banner der Revolution wurde und wie der „monarchische Rechtsboden“ sich in einen revolutionären Rechtsboden verwandelte. Den „Kaisermachern“ graute es nicht bloß vor dem eigenen Werk, es wurde ihnen auch unheimlich in den Räumen der Paulskirche, in denen sie sich bisher so wohlgefällig im stolzen Bewußtsein ihrer nationalen und professoralen Unfehlbarkeit gespreizt hatten.

Zu Dugenden rissen sie aus. Die Mitglieder der Kaiserdeputation waren meistens garnicht mehr nach Frankfurt zurückgekehrt. Die Herren Patrioten und „einzigen Staatsmänner“ hatten noch nicht die eiserne Stirn, durch welche sie heute sich auszeichnen und ihre Wangen gegen die Röhre der Scham gefeit haben. Das Parlament wurde entvölkert, dermaßen, daß das Parteienverhältnis sich verschob, und die Majorität zur Minorität wurde. Und die Minderheit, — die Linke —, welche in Folge des Ausreichens der „Rechten“ Majorität geworden war, setzte am 4. Mai, allerdings mit geringer Mehrheit, einen Beschluß durch zur Erlassung eines Aufrufs, der die gesammte Nation: Volk und Regierungen aufforderte, die von dem Parlament beschlossene Reichsverwaltung zur Geltung zu bringen.

Mit diesem Aufruf, der allerdings nur den Ereignissen nachhinkte — denn die Durchführung der Reichsverfassung war bereits das allgemeine Stichwort der Opposition und Demokratie — war der Volksbewegung, die sich gegen die reaktionären Regierungen, die preussische obenan, wandte, ein Rechtsboden gegeben, so fest wie ein Rechtsboden überhaupt sein kann.

Das Parlament — sagten wir — hinkte den Ereignissen nach, was beiläufig das Schicksal so ziemlich aller Parlamente ist. Das Volk hatte nicht auf das Parlament gewartet. Es hatte begriffen, daß die Entscheidung gekommen, und die Revolution zu Ende war, wenn sie nicht die Reaktion unmittelbar überwinden konnte. Und zwar mit tatsächlichen Machtmitteln, nicht mit moralischen. Moralische Siege sind immer tatsächliche Niederlagen.

Anscheinend, äußerlich betrachtet waren für das Volk die Aussichten nicht ungünstig. Die Reichsverfassung war zweifellos bei dem ganzen Bürgerthum sehr populär und außerdem war sie von 28 deutschen Regierungen angenommen worden. Das stellte immerhin eine beträchtliche Macht dar und bot eine gute Operationsbasis gegen die Reaktion unter preussischer

Führung. Auf der anderen Seite war gerade der Umstand, daß die revolutionären Elemente sich um die Reichsverfassung scharten, geeignet, die eigentlichen Freunde der Reichsverfassung zu erschrecken. Der eben noch für die Reichsverfassung begeisterten Bürger bemächtigte sich eine ähnliche Stimmung wie des Berliner Philistertums nach dem 18. März. Sie fingen an, sich vor dem eigenen Wort und vor sich selbst zu fürchten. Und so geschah das Seltsame: die Reichsverfassung wurde von ihren Feinden vertheidigt und von ihren Freunden verrathen.

Die Bewegung erstreckte sich über ganz Deutschland. Ihr Kern und ihr Hauptherd waren aber im südwestlichen Deutschland. Von allen modernen Kulturländern ist Deutschland dasjenige, in welchem kulturell die wenigst gleichartige Bevölkerung lebt. Zwischen Nord- und Südfrankreich, zwischen Nord-Süd- und Mittelengland ist bei Weitem kein solcher Unterschied, wie zwischen dem südwestlichen und nordöstlichen Deutschland. Das alte, von der Sonne römischer Zivilisation durchwärmte und erhellte alte Kulturland im Südwesten ist um Jahrhunderte voraus dem slavischen Land im Nordwesten, in dem das Deutschtum, so weit es sich nicht mit dem Slaventhum gemischt hat, nur Kolonien bildet. Dieser Unterschied, der sich heute noch so stark bemerkbar macht — welche Kluft zwischen unseren halbrussischen Ostelbiern und dem demokratischen Rheinland! — trat auch in der Märzrevolution, an deren Ende wir jetzt stehen, lebendig und scharf zu Tage. Baden, Württemberg, Hessen, die preussische Rheinprovinz waren durch und durch mit revolutionären und demokratischen Ideen durchtränkt — im Osten Deutschlands waren es nur die größeren Städte und die Großstädte: Berlin, Breslau, Königsberg, während die mehr slavische Landbevölkerung sich vergleichsweise gleichgültig verhielt.

In Kaiserslautern kündigte eine Landesversammlung der bayerischen Pfalz der Regierung (Bayern) den Gehorsam auf, weil sie die Anerkennung der Reichsverfassung verweigerte, und setzte eine provisorische Regierung ein. Dresden folgte nach. Sachsen war, nächst Baden und der bayerischen Pfalz, der Theil Deutschlands, wo die Bevölkerung am Allgemeinsten sich für die Revolution erklärt hatte. Die hohe industrielle Entwicklung dieses Landes, das schon zu Zeiten der Reformation in der vordersten Reihe war, hatte die politische Erziehung des ebenso fleißigen wie geistig regsamem Volkes gefördert. In keinem deutschen Staat waren so viele politische Vereine, war so viel politische Organisation. Keine Stadt, kein Städtchen, ja beinahe kein Dorf ohne irgend einen Verein — Vaterlandsverein (konstitutionell) oder Volksverein (demokratisch-republikanisch). Die Kammer war die radikalste in Deutschland.

Der König Friedrich August liebte zwar Preußen nicht, aber er haßte die Demokratie mehr als Preußen und versicherte sich schon im Laufe des April preussischer Militärhilfe für den Fall eines Konfliktes mit der Kammer. Die Kammer beschloß mit großer Mehrheit, daß die Reichsverfassung sofort durchzuführen sei. Die Regierung antwortete, da Preußen die Reichsverfassung nicht anerkenne, habe es keinen Sinn, das Sachsen dies thue. Der König ging weiter: er entließ das radikale Märzministerium und nahm sich reaktionäre Männer — Veist und Rabenhorst. Das war die Kriegserklärung. Die Kammer, welche protestirte, wurde aufgelöst. Gewaltige Aufregung bemächtigte sich der Massen in Dresden, der Hauptstadt, und in allen übrigen Theilen des Landes bis in die abgelegensten Dörfer. Am 4. April flüchtete der König mit seinen reaktionären Ministern und den Schätzen des „Grünen Gewölbes“ auf den uneinnehmbaren Königstein. Das Volk blieb die Antwort nicht schuldig. Während die Straßen sich mit Barricaden bedeckten, ward eine provisorische Regierung niedergesetzt, bestehend aus den drei radikalen Führern: Tschirner, Heubner und Todt. Die sächsischen Truppen waren nicht im Stande, den Aufstand zu bewältigen, dem aus Leipzig, Pirna, Zwickau, Plauen, Chemnitz und dem ganzen Erzgebirge Kämpfer zuströmten. Die preussische Regierung, welche ihr dem Volke gegebenes Versprechen einer Verfassung dreißig

Jahre lang vergessen hatte, erinnerte sich aber sehr wohl des dem König von Sachsen gegen das Volk gegebenen Versprechens. Den 5. Mai traf das erste preussische Regiment in Dresden ein, wo der Kampf auf das Heftigste entbrannt war, und weitere preussische Regimenter folgten in den nächsten Tagen. Die Aufständischen kämpften mit äußerster Fähigkeit und unter vortrefflicher militärischer Leitung. Nur der Uebermacht gelang es nach fünftägigem Kampf — vom 5. bis 9. Mai — des Aufstandes Herr zu werden. Es war ein Sieg der preussischen Truppen — das „herrliche Kriegsheer“ hatte nun seine Revanche für den 18. März, wie sein Kriegsherr schon am 3. April sie gehabt hatte. Preußen, „der Staat des deutschen Berufs“, nach der Dichtung unserer nationalen „Realpolitiker“ — der „Musterstaat“, der die „Neugeburt Deutschlands“ vollbringen sollte, hatte sich in der That und der Wahrheit als der Hort der deutschen Reaktion entpuppt — als Feind der Revolution, der mit bewaffneter Hand jedem Versuch, die Neugeburt Deutschlands zu bewirken, niederschlug. Vorläufig noch in offenem Kampf — mit Kartätschen und der Pike, die schießt und dem Säbel, der haut. Die Tage der Megelei nach dem Kampf, der Abschlagung vermittelt Pulver und Blei durch das staatsrettende Standrecht, waren noch nicht angebrochen. In Dresden, obgleich siegreich, hatte die preussische Regierung doch erfahren, daß die Verlässlichkeit des herrlichen Kriegsheeres nicht ganz „rein und zweifelsohne“ war. Die Soldaten, so sorgfältig man sie auch ausgesucht hatte, gingen nicht mit der gewünschten Freudigkeit in den Kampf. Freilich als der Kampf einmal ernstlich entbrannt war, wurde auch „die Bestie im Menschen“ entfesselt.

(Fortsetzung folgt.)

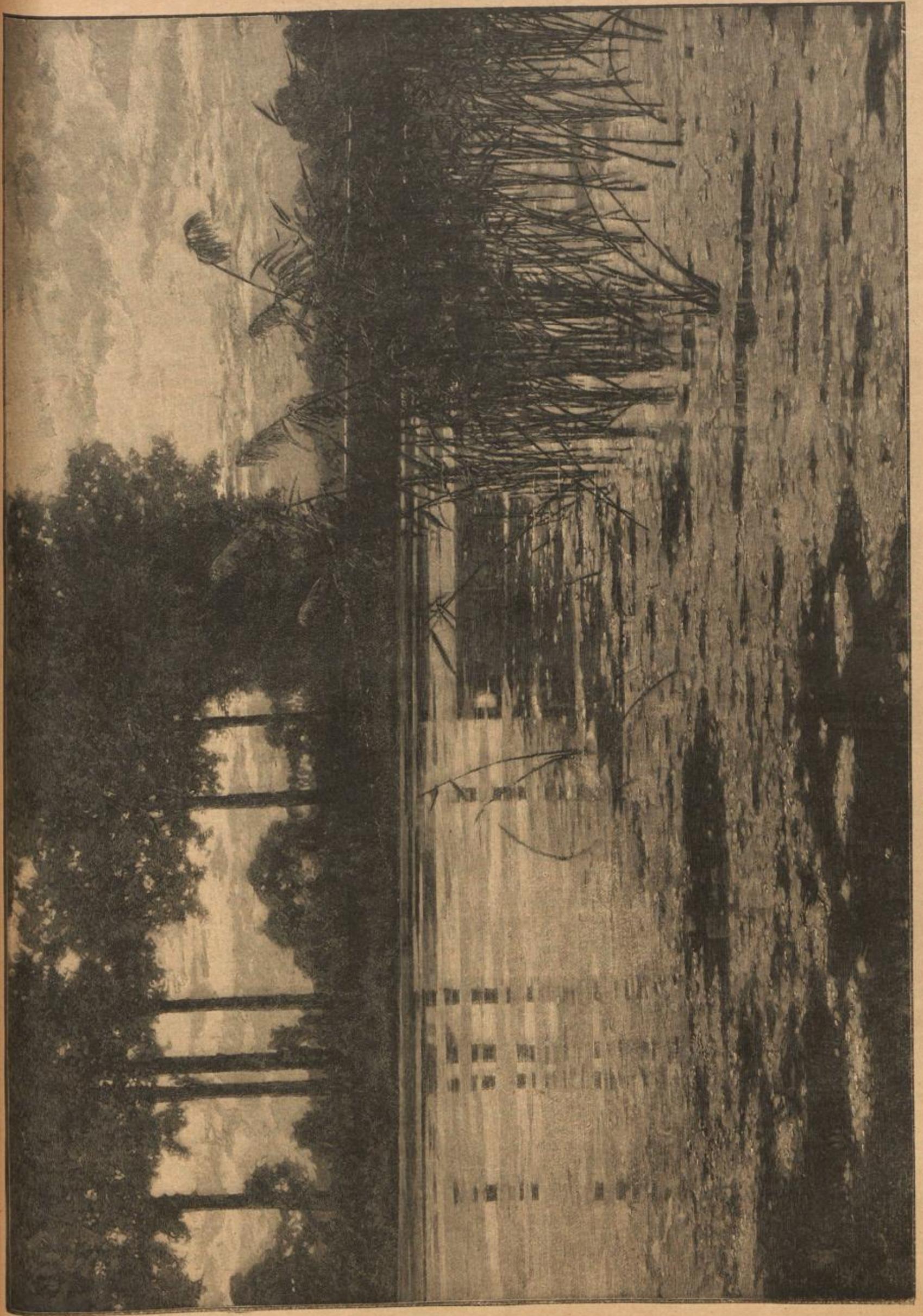
Wissenschaftliche Wetterprognosen.

Von Dr. Carlen.

Lavoisier, der Begründer der modernen Chemie, hatte schon im Jahre 1790 die Ansicht ausgesprochen, daß man aus stetiger Beobachtung des Luftdruckes mit Hilfe des Barometers Schlüsse auf das bevorstehende Wetter ziehen könne. Er hatte erkannt, daß bei hohem Barometerstande das Wetter in der Regel gut war, während ein niedriger Barometerstand schlechtes Wetter brachte. Dieser Erkenntniß entsprang die noch heute übliche Eintheilung des Barometers mit den Merkmalen für schön Wetter, Veränderlich und Sturm oder Regen. In dessen mußte man bald einsehen, daß man, so lange die Barometerablesungen nur an einem Orte vorgenommen wurden, nur der Stand des Zeigers auf „Veränderlich“ einermassen das Richtige traf, daß also der praktische Nutzen dieser Ablesungen fast gleich Null war. Als aber Gelegenheit geboten war, durch telegraphisch übermittelte Barometerangaben, Vergleiche von mehreren entfernt liegenden Orten gleichzeitig anzustellen, erkannte man, daß sich die Gebiete hohen und niedrigen Luftdruckes in mehr oder weniger regelmäßiger Weise fortpflanzten. Man gab den Wetterbeobachtungen eine bestimmte Organisation, sammelte die Meldungen an Zentralstellen und erzielte so sich fortschreitend günstiger gestaltende Erfolge hinsichtlich der Vorherhersagung des Wetters, insbesondere der Vorausbestimmung von Stürmen.

Zuerst ward in den Vereinigten Staaten von Nordamerika ein wohlorganisiertes Sturmwarnungswesen eingerichtet. Wir in Deutschland haben in der in Hamburg seit dem Jahre 1875 stationierten deutschen Seewarte ein Institut, dessen Vorherbestimmungen sich jetzt in 80 bis 90 Prozent aller Fälle als richtig erweisen — gewiß ein schöner Triumph der wissenschaftlichen Meteorologie.

Die Seewarte erhält täglich von etwa 100 verschiedenen Beobachtungsstationen Meldungen über die Morgens 8 Uhr dort herrschenden Witterungsverhältnisse, Angaben über Luftdruck, Temperatur, Windrichtung, Windstärke und Bewölkung. Das Gebiet dieser Stationen erstreckt sich in westöstlicher Richtung von der Irändischen Westküste bis nach



Abend. Nach einem Gemälde von J. Charles Palmié.

Archangelsk, während es im Norden durch Boddö in Norwegen, im Süden durch Neapel am Mittelmeer begrenzt wird. Mit Hilfe des so gewonnenen ziemlich reichhaltigen Materials fertigt die Seewarte einen Bericht über die jeweilige Wetterlage Europas an, der telegraphisch in's Binnenland versendet wird. In den ersten Jahren ihres Bestehens versandte die Seewarte auch an die Zeitungen Wetterprognosen für verschiedene Theile des deutschen Reichsgebietes, die sich indessen infolge des starken Einflusses lokaler Verhältnisse auf das Wetter als zu unzuverlässig erwiesen, da nur durchschnittlich 57 pSt. der Vorherbestimmungen eintrafen. Jetzt giebt die Seewarte, abgesehen von den Sturmwarnungen, nur noch Prognosen für das nordwestdeutsche Küstengebiet heraus, das dem Beobachtungsorte Hamburg nahe liegt. Die Vorherbestimmungen im Binnenlande werden von dort stationirten Wetterbureaux unter eigener Verantwortlichkeit herausgegeben, kommen aber an Zuverlässigkeit denen der Seewarte fast gleich.

Zum Verständniß der Wetterberichte ist es nöthig, auf die Entstehung verschiedener Luftdrucksverhältnisse etwas näher einzugehen.

Unser Erdball ist von einer Schicht atmosphärischer Luft umgeben, deren Mächtigkeit man auf etwa 75 bis 80 Kilometer schätzt. Diese Luftmenge hat ein ganz beträchtliches Gewicht, sie übt auf die Erdoberfläche einen beträchtlichen Druck aus. Auf einem Quadratcentimeter Erdoberfläche ist dieser Druck ebenso groß, wie der, den eine Quecksilberssäule von 1 Quadratcentimeter Grundfläche und 760 Millimetern Höhe auf ihre Unterlage ausübt. Das findet seinen gebräuchlichen Ausdruck in dem Sage: der Luftdruck entspricht unter normalen Verhältnissen einem Barometerstande von 760 Millimetern. Diese Angabe ist richtig für alle Orte, die in gleicher Höhe mit der Meeresoberfläche liegen. Begeben wir uns an einen Ort, der etwa 100 Meter über dem Meere liegt, so lastet auf uns nicht mehr der ganze Druck der Erdatmosphäre, sondern die über uns liegende Luftschicht ist um 100 Meter kürzer. Das Quecksilber im Barometer steht dann um 1 Millimeter tiefer, also auf 759 Millimeter (wenn nicht besondere Witterungsverhältnisse einen anderen Barometerstand bedingen). In einem Orte von 200 Meter Höhe zeigt die Quecksilberssäule auf 758 Millimeter, und in gleichem Maße fällt das Barometer für je 100 Meter Höhe um 1 Millimeter.

Wenn nun aber an der Meeresoberfläche das Barometer tiefer steht als 760 Millimeter, etwa auf 745 Millimeter, so beweist das, daß die Luftschicht hier nicht ihre normale Höhe hat, sondern, daß sich über dem Beobachtungsorte gewissermaßen eine Einbuchtung in der Erdatmosphäre befinden muß, die bei dem genannten Barometerstand etwa 1500 Meter Tiefe hätte. Stellen wir uns vor, daß an der Meeresoberfläche im Wasser eine solche tiefe Einbuchtung sich bilden würde, so würde sofort von allen Seiten das Wasser in diese hineinströmen, bis wieder eine ebene Fläche entstanden wäre. Genau so verhält es sich mit der Luftschicht, welche die Erde umgibt. Entsteht in ihr irgendwo eine Einbuchtung, so strömt sofort von allen Seiten die Luft dorthin, in dem Bestreben, die Oberfläche wieder gleichmäßig zu gestalten. Dieses Hinzuströmen der Luft in solche Einbuchtungen, also nach Orten mit tiefem Barometerstand, ist es, was wir als Wind empfinden. Je tiefer die Bucht ist, um so stärker wird die Luft hineinströmen, das heißt in's Praktische übersetzt: je tiefer der Barometerstand an einem Orte im Gegensatz zu einem anderen ist, um so stärkerer Wind wird zwischen beiden Orten wehen.

Ebenso gut wie in der Atmosphäre eine Einbuchtung entstehen kann, kann sich natürlich auch eine Ausbuchtung, gewissermaßen ein Luftberg bilden. Auf Orte unter einem solchen Berg wird die Luft infolge dessen stärker drücken, das heißt: hier steht das Barometer höher.

Das Ausfindigmachen solcher Luftberge und -thäler und das Erkennen ihres Fortschreitens ist die Hauptaufgabe der Seewarte und anderer In-

stitute, welche sich mit Voransbestimmung des Wetters befassen. Luftberge (barometrische „Maxima“) und Luftthäler (barometrische „Minima“) schreiten in derselben Weise fort, wie etwa Wellenberge und Wellenthäler an der Wasseroberfläche. Da es die Minima sind, welche schlechtes Wetter und Sturm mitbringen, so hat man auf ihr Fortschreiten das Hauptaugenmerk zu richten; und durch lange sorgfältige Beobachtung hat man festgestellt, daß sich auf der für uns allein in Betracht kommenden nördlichen Halbkugel ein Minimum von Westen nach Osten fortzubewegen pflegt, und zwar meistens auf ganz bestimmten Wegen, die man als „Jugstraßen der Minima“ bezeichnet. Vom Atlantischen Ocean kommend, führen diese Straßen theils über Irland, England und Schottland, theils über Norwegen. Telegraphische Meldungen aus mehreren Orten in diesen Ländern geben Auskunft darüber, welchen Weg ein Minimum genommen hat; und daraus läßt sich unter Berücksichtigung lokaler Witterungsverhältnisse mit ziemlicher Sicherheit das Wetter des folgenden Tages bestimmen. Der gewöhnliche Verlauf des Wetters beim Herannahen eines Minimums ist in Deutschland etwa folgender: Befindet sich das Minimum oder wie man auch sagt die „Depression“ in England, so wehen mäßige oder schwache östliche bis südöstliche Winde bei meist heiterem Wetter. Dann dreht der Wind alsbald nach Süden, je mehr die Depression nach Osten fortschreitet, der Himmel bewölkt sich mit zunehmender Stärke. Hat das Minimum Südschweden erreicht, so tritt alsbald bei stärker werdenden südwestlichen Winden Regen ein; der Wind dreht weiter nach Westen und Nordwesten, und endlich bei Eintritt heiteren Himmels über Norden nach Osten.

Wir sagten oben, daß der Wind stets nach dem Minimum hin weht; das ist auch in der Theorie richtig, aber das Hinzuströmen erfolgt nicht gradlinig auf das Minimum los, sondern durch die Kugelgestalt der Erde und die tägliche Erdumdrehung beeinflusst, findet eine Ablenkung von der geraden Linie statt, in der Weise, daß der Wind um das Minimum herumtreift, und zwar in einer dem Laufe des Uhrzeigers entgegengesetzten Richtung. So kommt es, daß wir Südwest- oder Westwind haben, wenn sich das Minimum nördlich von uns befindet.

Die Geschwindigkeit, mit welcher sich eine Depression fortpflanzt, ist sehr verschieden. Durchschnittlich legt sie in einer Stunde einen Weg von etwa 30 Kilometern zurück. Je tiefer das Barometer im Minimum steht, um so rascher eilt letzteres vorwärts. Sehr tiefe Depressionen kommen oft so schnell von England über die Nordsee gezogen, daß sich ihr Einfluß eher geltend macht, als die telegraphischen Meldungen an der Seewarte eintreffen, und so kommt es, daß die Nordwestküste Deutschlands oft von Stürmen heimgesucht wird, für die es gar keine Anzeichen gab, und für welche die Seewarte keine Sturmwarnung erlassen hatte.

Vor den meisten Stürmen, welche unsere Küsten bedrohen, warnt die Seewarte zur rechten Zeit, und dadurch wird viel Glanz und Unglück verhütet. Manches Menschenleben bleibt erhalten, das sonst draußen auf der See ein Opfer der Wellen geworden wäre, viele Schiffe und Güter bleiben im sicheren Hafen, die ohne Warnung ein Raub der gierigen See geworden wären. An vielen Punkten, namentlich an allen Hafenplätzen sind weit sichtbare Signalmasten aufgestellt, an denen besondere, den Schiffen auf weite Entfernung erkennbare Signale aufgezogen werden, wenn ein Unwetter heranzuziehen droht. Bei Cuxhaven an der Elbmündung ist überdies ein sogenannter „Semaphor“ aufgerichtet, ein Signalmast, der vorbeifahrenden Schiffen Angaben macht über die Richtung und Stärke des Windes der im Augenblick bei Helgoland und Borkum herrscht, so daß ein in die Nordsee auslaufendes Schiff genau weiß, was für Wetter ihm für die nächsten zwölf Stunden bevorsteht.

Wenn gleich die Sturmwarnungen nur für das verhältnißmäßig kleine Gebiet unserer Nord- und Ostseeküsten Bedeutung haben, so ist ihr rechtzeitiges

Bekanntgeben doch die allerwichtigste Aufgabe der Seewarte. Im Binnenlande pflegt ein Unwetter doch selbst in den schlimmsten Fällen nicht so viel Unheil anzurichten, als an den Küsten und auf der See. Droht auch manche Ernte zu ruhen, wird auch mancher Wohnsitz eine Beute des Sturmes, so sind Verluste von Menschenleben infolge eines Unwetters doch immer etwas sehr Seltenes, während auf dem salzigen Wasser so manches hoffnungslos Menschenleben den Launen des Wetters zum Opfer fällt.

Immerhin wünscht auch der Binnenländer zu wissen, was der folgende Tag für Wetter bringen wird. Der Landwirth wird seine Verfügungen über die Arbeit des folgenden Tages danach einrichten, der Städter möchte wissen, ob er seinen Regenschirm daheim lassen oder mitnehmen soll, wenn er eine Landpartie unternehmen will.

Hier treten denn nun die schon erwähnten Wetterbureaux in ihre Rechte, wie sie in verschiedenen Städten existiren. Sie versenden ihre Prognosen an die Zeitungen und durch diese werden sie bis auf's flache Land hinaus verbreitet.

Wir erwähnten schon, daß eine einigermaßen sichere Prognose sich nur auf Grund des Studiums der telegraphischen Wetterberichte aus einer möglichst großen Anzahl von Orten aufstellen läßt. Dazu kommt dann noch die lokale Beobachtung.

Für diese ist ein Hauptmoment der Zug der sogenannten „Cirruswolken“; Federwolken oder Windstreifen nennt man diese zarten Wolkengebilde auch. Ihre Bewegung ist für die Vorhersage des zu erwartenden Wetters so wichtig, daß man oft schon daraus allein eine Prognose für seinen Aufenthaltsort stellen kann.

Der Zug der Cirruswolken zeigt an, welche Richtung der Wind in höheren Luftschichten hat. Wir werden oftmals beobachten, daß die feinen Federwolken direkt entgegengesetzt der Windrichtung, welche an der Erdoberfläche herrscht, ziehen. Wenn bei Ostwind die Cirruswolken aus Westen ziehen, so läßt das mit Sicherheit auf das Herannahen eines barometrischen Minimums schließen, und damit auf eine Verschlechterung des Wetters.

Federwolken, die aus einer zwischen Südwest und Nordwest gelegenen Himmelsrichtung ziehen, bringen unter zehn Mal fast sicher acht Mal Regen innerhalb 24 Stunden. Wenn die Cirruswolken sehr rasch aus Nordwesten ziehen und dabei die Gestalt von zerzausten gebogenen Fäden oder zerfetzten Schleiern haben, so kann man getrost prophezeien, daß innerhalb 12 Stunden Regen fällt; in 9 von 10 Fällen wird man Recht behalten.

Wenn bei unbeständigem Wetter mit Nordwestwind Federwolken gegen den Wind, also aus östlichen Richtungen, ziehen, so kann man erwarten, daß sich das Wetter innerhalb 24 Stunden bessern wird.

Diese Merkmale zieht die Seewarte natürlich auch in Rechnung. Wenn aber dennoch Irrthümer vorkommen, so beweist das eben, daß die Wetterwissenschaft noch nicht völlig ergründet ist.

Die meisten Fehler, welche die Seewarte macht, haben ihren Grund darin, daß zwischen England, Norwegen und unseren deutschen Küsten die Nordsee liegt, auf der es keine mit dem Festlande telegraphisch verbundenen Beobachtungsstationen giebt. Lagen in der Mitte der Nordsee einige Inseln, oder würde es gelingen, dort fest stationirte Schiffe mit dem Festlande telegraphisch zu verbinden, so würde man den Verlauf der Depressionen auch verfolgen können, wenn sie ihren Weg quer über die See nehmen; die Wettervorhersagen würden damit eine fast absolute Sicherheit ihres Eintreffens gewinnen.

Die Unterhaltung und Stationirung solcher Wetterwachtschiffe mitten in der See wäre technisch wohl keine Unmöglichkeit mehr — aber sie würde viel Geld kosten, und deshalb müssen wir warten, bis wir in ein Zeitalter kommen, das für wissenschaftliche Zwecke mehr Geld übrig hat, als das jetzige Zeitalter der Kanonen und Kriegsschiffe. —

Der Herr Kandidat.

Von Johannes Schlaf.

Es war Mittagszeit. Die Familie hatte sich um den großen Esstisch im Verandazimmer versammelt.

„Mädchen, is doch!“ rief Herr Bürger Martha zu. Martha, die mit ihrer Gabel wäherisch zwischen den paar Fleischstückchen vor ihr auf dem Teller umherstocherte, verzog das Gesicht und wurde roth vor Verdruß.

Ärgerlich sah sie zu dem Herrn Kandidaten hinüber, als wollte sie ihn verantwortlich machen für die Mühseligkeit, die sich Papa ihr gegenüber in seiner Gegenwart zu Schulden kommen ließ. „Ach, nur nicht so schnippisch thun, gnädiges Fräulein! Ja?“

Martha legte demonstrativ Messer und Gabel auf den Teller und sah aus, als wenn sie in Thränen ausbrechen wollte.

„Aber, Bürger!“

Frau Bürger zog ein Gesicht.

„Ach, sprich doch nicht, Bertha! Wie soll dem das Mädchen da zu Kräften kommen!“ sagte Herr Bürger, indem er sich ein mächtiges Stück Braten auf den Teller nahm. „Sie nährt sich ja effektiv nur noch von Bonbons! Alle Tage wird se dürrer!“

„Aber Bürger!“

„Na, sehen Sie, das will mir meine Frau nun nicht zugestehen, Herr Kandidat! Was sagen Sie dazu, als Pädagoge!“

Der Herr Kandidat sagte garnichts dazu. Uebrigens bearbeitete Herr Bürger bereits sein Bratenstück und laute mit beiden Waden.

Der arme Herr Kandidat sah die ganze Zeit wie auf Kohlen. Das Tischgespräch pflegte nämlich öfters ein wenig peinliche Wendungen zu nehmen, wenn Herr Bürger sich seiner bemächtigte, und sie hätten wohl auch einen Menschen mit größeren diplomatischen Fähigkeiten, als über die der Herr Kandidat verfügte, in Verlegenheit gesetzt. Außerdem war der Herr Kandidat erst seit kurzem Hauslehrer in der Familie Bürger. Er bückte sich daher verlegen nur noch tiefer über seinen Teller und hantierte endlich ungeschickt mit Messer und Gabel auf ihm herum.

„Aber bitte, Herr Kandidat, lassen Sie sich doch nicht nöthigen!“ wandte sich jetzt Frau Bürger gegen ihn, etwas gereizt, denn an irgend Jemand mußte sie ihren Unmuth doch los werden.

Der Herr Kandidat zuckte zu einem Büdling zusammen und lächelte.

„Ja, pos Tausend, Mann! Geniren giebt's bei uns nicht!“

Herrn Bürger's lebhaftes Gemüth war abgelenkt.

„Nein, o nein! Hehe!“

Zum Beweis, daß er sich nicht im Geringsten genire, nahm der Herr Kandidat eifertig noch ein Bratenstückchen auf seinen Teller und nippte an seinem Bierglas.

Bis zum Nachtsch ging es nun ziemlich schweigend zu. Nur das Geschirr klirrte in dem großen, mittagsstillen, luxuriös ausgestatteten Zimmer, dessen Flügelthüren nach der Veranda weit geöffnet waren.

Draußen, in der heißen Mittagsluft hörte man deutlich die großen, blauen Fliegen summen, die in der Sonne spielten, und die Rosen dufteten von der Verandabrüftung herein.

Der Herr Kandidat, der ja wohl eigentlich die Verpflichtung fühlte, etwas zur Unterhaltung beizutragen, aber bei allem heimlichen Suchen, Finden und Berwerfen viel zu besangen war, um einen ergiebigen Gesprächsstoff auf das Tapet zu bringen, wurde in diesem allgemeinen Stillschweigen nur noch verlegener.

In seiner Zerstretheit packte er sich, von Frau Bürger genöthigt, den ganzen Dessertteller so voll Braten, daß er erbleichte und Frau Bürger ihn über seinen noch so großen Appetit verwundert ansah.

„Aber essen Sie doch, Herr Kandidat!“

„Ja! O ja!“

Endlich hob Herr Bürger den Tisch auf und packte den Herrn Kandidaten am Rockknopf.

„Na, Doktorchen! Kommen Sie! Nun wollen wir uns ein bißchen 'naussetzen und was plaudern!“

Der Herr Kandidat erhob sich, halb von Herrn Bürger gezogen, mit einem Seufzer der Erleichterung.

Die unglückseligen Kirschen, die ihn nun sicher für den ganzen Tag aus dem Konzept bringen würden, hatte er, weil er sich dazu verpflichtet fühlte, nun wirklich unter nicht unbeträchtlichen Seelenqualen aufgefressen.

„Eine Zigarre, Doktorchen?“ rief Herr Bürger, der leise vor sich hin schimpfend im Büffet herumgekrant hatte.

„Danke!“

„So! Und nun kommen Sie, Verehrtester!“

Herr Bürger trat mit ihm auf die Veranda hinaus und zog ihn neben sich auf die gelbgestrichene, gußeiserne Gartenbank nieder.

Er drückte sich in eine Ecke und faltete seine runden, weißen Hände, an denen ein dicker Brillant-ring blühte. Der Ehering verschwand fast im Fleische.

Der Herr Kandidat, der in seinem schwarzen sehr faltigen Rocke respektvoll und steif auf der äußersten Kante des anderen Bankendes saß, hielt die Augen unter der Brille gesenkt. Seine mageren, sonst bleichen Waden waren von dem reichlichen, guten Mittagessen noch leicht geröthet.

„Aber . . . Sie rauchen ja kalt, Bestier!“

Herr Bürger reichte ihm die Zündholzschachtel.

„Ah! Da ist ja schon wieder dieser infame Galn im Garten!“

Herr Bürger sprang plötzlich auf und lief mit einem Rohrstockchen, das neben ihm in der Ecke gestanden hatte, so schnell ihm das seine Wohlbeleibtheit gestattete, die paar Stufen zum Garten hinunter auf den Rasenfeld zu, dicht vor der Veranda, auf dem sechs gelbe Cochinchinas umherscharrten. Der Hahn war dem grellbunt kolorirten steinernen Zwerg, der mitten im Rasen lag und aus einer Pfeife rauchte, auf die rothe Zöpfelmütze geklettert und krächte aus Leibesträften mit seiner tiefen, dröhnenden Bassstimme.

„Theodor! Lämmel! Willst Du aus dem Garten!“ schrie ihm Herr Bürger zu, indem er sein Rohrstockchen schwang und auf ihn zustürzte.

Theodor verließ schleunigst seinen Standort und rannte, verdrießlich gackernd, spornreichs mit seinen fünf Hemmen wieder in den Hof zurück.

„Sie glauben garnicht, was ich mit dem verstockten Butschen meine liebe Noth habe! Er weiß recht gut, er soll nicht in den Garten kommen, aber er kam's nicht lassen, kann's einfach nicht lassen!“

„Was sagen Sie dazu? — Sie glauben garnicht, wie ich mich über die Bestie ärgern muß! — Und dann kräht das den ganzen Tag! Und mit einer Stimme? — Was sagen Sie? Mein Nachbar Schwarzkopf hat mich doch schon wegen dem Schlingel verklagen wollen! Und dabei hat das Vieh geradezu Menschenverstand, sehen Sie! Er weiß ganz genau, was er thun soll. Aber er is so vergeßlich, so ungeheuer vergeßlich, und die anderen verleitet er natürlich auch zum Spektakeln. Na, was will man machen! — Auf der anderen Seite hab' ich die Bestien auch wieder so gern, daß ich mich nicht davon trennen kann. Ich kann Ihnen sagen, Sie könnten mir den schönsten Bernhardiner anbieten, ich ziehe meine Cochinchinas vor. — Aber, Ihre — Zigarre? . . .“

„Oh, sie — brennt noch!“ beeilte sich der Herr Kandidat zu versichern und zog, daß er feuerroth wurde.

„Ach was! — Sie is ja wieder ausgegangen! Hier! — Stecken Sie an! — Aber mehr als drei Zündhölzchen werden nicht mehr bewilligt.“

Der Herr Kandidat lächelte respektvoll und steckte sich die Zigarre an.

„Um! Na, Verehrtester! sagen Sie mal . . .“ Herr Bürger sprach „maaal“. —

„Sagen Sie mal, also . . . wie gefällt Ihnen Ihr Zimmer? Sind Sie zufrieden?“

„Sehr! Sehr!“ beeilte sich der Herr Kandidat zu versichern.

„Nicht wahr? Sie haben nämlich eine wunderbare Aussicht über die Gärten! — Oh, Madam' Bürger! bringen Sie doch mal den Kaffee?! — Ach herrje! Nun fängt die Martha wieder an! Diese Klavierwuth bringt mich noch zum Verzweifeln, kann ich Ihnen sagen! — Na, aber meine Frau läßt sich nun eben mal nicht ansreden, daß sowas zur „Bildung“ gehört. — Bildung! Is ja ganz schön! — Na, kurz und gut! —“

Herr Bürger machte eine resignirende Handbewegung.

„Wie sind Sie übrigens mit dem Unterricht zufrieden?“

„Oh, sehr gut! Fräulein Martha hat . . .“

„Wissen Sie was? Strengen Sie sie nur nicht zu sehr an. Ich begreife überhaupt nicht, was das dem Mädchel nützen soll, wenn sie sich den Kopp voll französische und englische Vokabeln pflöpft. Höherer Rumpst! — Klavier klumpeln, französisch plappern, Nebensarten machen un' den lieben langen Tag Bonbons knabbern. Na! Ich sage! — Wenn sie wenigstens noch 'n ordentliches Essen kochen lernte! — Den Walter können Sie übrigens recht stramm nehmen; der Schlingel hat kein Eigefleisch. — Lernt er denn?“

„Oh, ich bin zufrieden.“

„Nein, wissen Sie! Genir'n Sie sich man ja nicht! Wenn's mal nicht klappt in der Fechtschule, dann sagen Sie's nur ganz getrost; ich will dann schon nachhelfen! — Schön! Schön!“

„Bitte, Herr Kandidat!“

Der Herr Kandidat, der schon angefangen hatte, sich ein wenig wohler zu fühlen, war beim Erscheinen Frau Bürger's zusammengeschrien.

Erst als sie wieder in das Zimmer zurück war, wagte er, da er sich in Herrn Bürger's Nähe freier fühlte, sich ein paar Stückchen Zucker in den Kaffee zu rühren.

Herr Bürger, der ihm schmunzelnd zugesehen hatte, klopfte ihm auf seine dürre Schulter.

„Also, Sie wollen nun mal Lehrer werden?“

„Ja.“

„An einem Gymnasium?“

Herr Bürger pflegte manchmal aus Zerstretheit überflüssige Fragen zu thun.

„Ja.“

„Nun, und fühlen Sie sich denn nun eigentlich auch wohl bei dieser Karriere?“

„O gewiß!“

Der Herr Kandidat fühlte sich angenehm berührt, als Herr Bürger auf diesen Gesprächsstoff kam. Seine kurzschichtigen Augen belebten sich hinter der Brille. Diesem Thema fühlte er sich völlig gewachsen.

„Sie haben also aus Neigung Philologie studirt?“

„Ja, das heißt, anfangs ja nicht.“

„Nicht.“

„Aber da meine Eltern — unbemittelt waren, und . . . Ich hatte in den alten Sprachen gute Fortschritte gemacht und unser Direktor rieth mir, Philologie zu studiren. Außerdem verschaffte er mir ein paar Stipendien . . .“

„Na, und nachher haben Sie sich bei Ihrem Studium wohlgeföhlt?“

Herr Bürger hatte ein Stück Zucker in den Mund genommen und führte nun die Tasse an die Lippen.

„O ja, das kann ich wohl sagen.“

„Na ja! hm! — Aber nun sagen Sie mir mal ganz aufrichtig: wozu nützt denn nun eigentlich noch die ganze klassische Philologie. — Sagen Sie mir mir mal, welchen praktischen Nutzen hat ein junger Mann von den alten Sprachen!“

„Oh . . .“

Der Herr Kandidat lächelte verlegen.

Aber Herr Bürger ließ ihn garnicht erst zu Worte kommen. Er liebte es, nach Tisch sein Halbstündchen zu plaudern.

„Oh — m! — Wissen Sie, ich halte das für total unzeitgemäß! Praktisch sein! Praktisch sein! Das ist die Hauptsache, wenn man heute was vor sich bringen will. In die Welt passen. — Ich sage mir, 'n junger Mann muß rechnen können, vor allen Dingen rechnen können! Seine vier Spezies am Schluß haben. — Im Uebrigen: Neue Sprachen; meinetwegen Naturwissenschaften und Mathematik. —

Sehn Sie mal! Ich bin Kaufmann; nich wahr? Großhändler! — Ich habe hier meine schöne Villa; ich habe meine Cochinchinas, meinen hübschen Garten. Das Gemälde drin über'm Sofa, das ich meiner Frau zu Weihnachten geschenkt habe, kostet mich dreitausend Mark. Na Gott, ich hab's dazu. Und dann sehn Sie mich mal an! Leide ich etwa Noth? Wie? — Ich blühe vor Gesundheit und pflege meinen Spitzbauch, hehe! — Und — da! hier! fassen Sie mal an meinen Arm!“

Der Herr Kandidat, der nicht wußte, ob diese Aufforderung ernst gemeint sei, zögerte.

„Na, fassen Sie doch mal!“

Der Herr Kandidat faßte Herrn Bürger mit seiner mageren Hand schlichtern an den Oberarm.

„Was? — Hä? — Muskeln! — Nich? — Hähäh! Ja, sehn Sie? Was wollen Sie mehr? — Aber wie gesagt: praktisch sein muß der Mensch, in die Welt muß er sich zu finden wissen, wenn er's heute zu was bringen will. Weiter nichts! — Sehn Sie, von Haus aus bin ich 'n ganz armer Teufel und habe auch nich 'n rothen Heller gehabt. Aber nachher, wie ich diente, blieb ich beim Kommiss und bracht' es bis zum Unteroffizier. Nachher hab' ich eine Kantine gepachtet. Ich legte mir Sparfröten zurüd. Das Geschäft ging brillant, denn ich wußte meine Leute zu nehmen, verstehen Sie; hehe! — Na sehen Sie, un' da wären wir denn mit den Jahren so peu à peu'chen in die Höhe gekommen!“

Herr Bürger blinzelte dem Herrn Kandidaten zu

und klopfte sich mit der flachen Hand auf den Magen.

„Dernach, in den sechziger Jahren, machte ich brillante Geschäfte mit Petroleum. Was soll ich sagen: ich hatte eine Zeit lang einen Umsatz von zweihundert Faß pro Tag. Zwei — hun — dert Faß! — Hähäh! — Sie nennen mich hier heute noch den Petroleumkönig. — Hähäh! —

Na, und was hat mir im Grunde zu meinem Vermögen verholfen, sehen Sie? Meine vier Spezies un' n bißchen — Gripps. Weiter garnichts! — Un' nu' bit' ich Sie! Was hat dagegen 'n studirter Mann? Nehmen Sie mal an: schon die kostspielige Vorbereitung und dann die langsame Karriere heutzutage! — Aber „studirt!“ Ein „studirter Mann!“ — Häh! — Ja, ja, satteln Sie um, werden Sie Kaufmann, Doktorchen! —

Herr Bürger rülpfte und säubte behaglich die weiße Asche von seiner Zigarre.

„Ich will Ihnen mal was sagen, Verehrtester!“ fing er mit Wichtigkeit wieder an, „in der Welt, wie sie nu' mal ist, wird nach der Macht gefragt, der Macht; und die hängt heutzutage vom Gelde ab, le — dig — lich vom Gelde.“

„Oh, aber . . .“

„Ah na ja: ich weiß schon, was Sie sagen wollen — häh! — Aber wissen Sie was?“

Herr Bürger legte seine runde weiche Hand dem Herrn Kandidaten auf den dünnen Arm.

„Alles Andere, auch das, was man so das „Ideale“ nennt, stützt nur das Geld oder wird zu diesem Zwecke wieder vom Gelde gestützt. Verstehen Sie mich auch recht?“

„Ja, aber . . .“

„Oh — Sie sind noch jung; sind noch 'n junger Mann, Doktorchen!“

„Nein nein! Sie haben ganz recht, Herr Kandidat!“ sagte Frau Bürger, die in diesem Augenblick aus dem Zimmer kam. „Ich streite mich mit meinem

Mann jeden Tag darüber.“ Sie ließ sich nieder. „Das fing schon damals an, als Rudolf auf das Gymnasium sollte. Denken Sie sich, mein Mann wollte ihn durchaus auf die Gewerkschule bringen!“

„Das wäre auch das Allerbeste gewesen“, brummte Herr Bürger. „Nun, ich meinerseits finde das einfach nicht fein. — Schwarztopfs, Müllers, Martens: Alle schickten ihre Jungens auf das Gymnasium. Und es ist auch garnicht zu bestreiten, sie bekommen da mehr Schluß. Du giebst freilich nichts darauf.“

Frau Bürger hatte diese letzten Worte mit scharfer, vielleicht etwas spöttischer Betonung gesprochen.

Der Herr Kandidat, der zu alledem nichts zu sagen wußte, unterstützte die Unterhaltung nur ab und zu, wenn man sich an ihn wandte, mit einem „Ja“ oder „Nein“ und hatte im Uebrigen nur den heimlichen und sehulichen Wunsch, wieder oben in seinem stillen, freundlichen Zimmer über seinem Tacitus zu sitzen.

Meistens starrte er nachdenklich über seine nunmehr wieder kalte Zigarre weg auf den Springsbrunnen unten im Garten.

Um den Rand des Bassins saßen sechs nackte Badeengel, die mit einer schönen, gelben Oelfarbe überpinselt waren, so daß es den Anschein hatte, als wären sie mit holländischer Sauce übergossen.

„Ich sage immer: Nicht nur das Geld, auch die höhere Bildung gehört zum Leben. Das Geld muß erst dadurch veredelt werden!“ fügte sie sentenziös hinzu. „Bildung macht den Menschen erst vollständig!“

„Höhere Bildung!“ brummte Herr Bürger. „Ja, das sieht man an Rudolf! Er ist noch so unpraktisch, daß er nicht mal ein vernünftigen Skat spielen kann.“

Er erhob sich und ging in das Zimmer, um sein Mittagsschlächchen zu halten, bevor er sich in's Comptoir begab . . .

Feuilleton.

Sommer.*

Sieh, wie sie leuchtet,

Wie sie üppig steht,

Die Rose —

Welch' satter Duft zu Dir hinüberweht!

Doch lose

Nur haftet ihre Pracht —

Streift Deine Lust sie,

Hältst Du über Nacht

Die welken Blätter in der heißen Hand . . .

Sie hatte einst den jungen Mai gekannt

Und muß dem stillen Sommer nun gewähren —

Hörst Du das Rauschen goldener Lehren?

Es geht der Sommer über's Land . . .

Thella Ringen.

Abend. Nach einer Zeit, in der die Maler in ihrem Bestreben, Licht und Farbe ihrer Kunst zurückzuerobern, sich nicht genug thun konnten, grelle Mittagssommengluth darzustellen, in der immer raffinirtere Mittel versucht wurden, der Leuchtkraft der Farben in einer von der Sonne beschienenen Landschaft mit den Farben der Palette nachzukommen, ist jetzt wieder eine Umkehr erfolgt. Heute geben mehr die Stunden der Dämmerung, des Abends, ja selbst die unbestimmten Farben und Formen der Nacht den Malern die Motive. Es sind verschiedenartige Gründe, die sie dahin geführt haben. Eine gewisse Ermüdung, ein Bedürfnis nach Ruhe und Einsicht nach der Anspannung heftiger Kampffahre mag den ersten Anstoß gegeben haben. In Dämmerungs- und Abendstimmungen fand eine träumerische Melancholie am besten ihren Ausdruck; sie ließen sich eher mit Gestalten der Phantasie erfüllen als die Landschaft, in der unter klarem Sonnenschein Alles fest und bestimmt dalag. Bei dem Maler unseres Bildes, dem Münchener Charles J. Palmis,

* Aus „Am Scheidewege“. Berlin und Leipzig, Schuster & Roesler.

ist es freilich ein anderes Motiv, das ihn zu der Abendstimmung geführt hat. Ihm war es um die schwere Pracht der Farben zu thun, um die tiefe goldige Gluth des Abendhimmels in ihrem fesselnden Gegenatz zu den schweren dunklen Wolkenzügen und den massigen dunkelgrünen Laubkronen, die das Licht umspielt, die es hie und da goldig glitzernd durchbringt. In dem Spiegel des stehenden Wassers leuchtet dieses machtvolle Bild verklärt, mit einem feuchten Schimmer wieder. Duster und schwer wirkt diese Landschaft, der Eindruck einer fast unheimlichen Ruhe, aber auch von Größe geht von ihr aus.

Die Schmiedekunst im Euhelande. Von altersher ist die Schmiedekunst im Euhelande (Togo) verbreitet. Sie ist Familien- und Erbgut und muß in den Grenzen der Familie bleiben. Läßt sich Einer, der nicht Mitglied einer Familie von Schmieden ist, bekommen, doch eine Schmiedewerkstätte zu errichten, so wird er nach der Anschauung der Euhelener seinen Tod in dieser Arbeit finden. Von den mancherlei abergläubischen Vorstellungen und der Art, wie das Handwerk bei den Euhelenern geübt wird, giebt der Missionar C. Spieß in der Wochenschrift „Globus“ (Braunschweig, Fr. Vieweg & Sohn) eine anschauliche Schilderung, der wir das Folgende auszugsweise entnehmen.

Der Hammer, das wichtigste Werkzeug eines Schmiedes, gilt als eine Gottheit, ein Tro. Eine geheimnißvolle Macht wohnt in den Werkzeugen. Bei Feitschessen, die Eintracht und Frieden herstellen sollen, dürfen der „Hammer und seine Verwandten“ nicht fehlen; sie werden in einen Topf gethan, aus dem dann die Anwesenden trinken.

Der äußere Bau der Werkstätte ist auf's Einfachste hergestelt: einige Pfähle, auf denen ein Grassdach ruht. Meist ist nur ein Feuer in Thätigkeit, unter Umständen auch zwei, und die größte Schmiede, die Spieß sah, unterhielt drei Blasebälge. Der Blasebalg ist sehr einfach. Der Schmied sucht einen entsprechenden Baumstamm, an dem zwei Arme für passende Luftrohre sich befinden. Damit er den Blasebalg gut hantiren kann, nimmt er ihn nicht zu groß. Um die nöthige Luft zu gewinnen, werden über die Oeffnungen der beiden Arme entweder Felle oder starke Blätter, wie die der Bananen, gespannt. In der Mitte dieser Felleüberzüge ist je ein Handgriff angebracht, durch dessen Auf- und Niederbewegen Luft erzeugt wird bezw. Luft, welche schon vorhanden, ausströmt. Ueberall, wo im Euhelande Schmiedewerkstätten zu

finden sind, werden nur männliche Angestellte thätig sein; dagegen sollen in Santrososi, wo viel Eisen gewonnen wird, in Apaso und Lolobi Frauen den Blasebalg in Bewegung halten. Das Eisen in Santrososi ist mit Erde vermischt und sieht aus wie Sandstein. Man baut ein Haus, das die Form eines großen Ovens hat. In genügend Holz gesammelt, dann wird das ausgegrabene, mit Erde vermischte Eisen darauf gethan. Das Eisen bleibt so lange auf dem Feuer, bis es schmilzt und dann in Löcher, welche man vorher gegraben hat, fließt. In früheren Zeiten waren die Euhener fleißiger im Eisenausgraben. Sie waren auch davon überzeugt, daß es besser als das europäische war. Als das europäische Eisen allgemein bekannt wurde und man es überall zum Verkauf hatte, sagten sich die Euhener, da das Ausgraben mit zu viel Mühe verbunden war und zu wenig Eisen zum Schmieden bei großem Holzverbrauch abfiel, — es ist besser, wir nehmen europäisches. Dazu sagt mit Recht ein alter Euhener: „Wären wir klug genug, und würden Werkzeuge, wie die Europäer herstellen, wir könnten schneller rohes Eisen gewinnen und hätten nicht nöthig, europäisches zu kaufen, denn unseres ist besser als das hergelachte.“

Den Arbeitsvorgang beim Schmieden selbst schildert Spieß in folgender Weise: Auf den Kohlen läßt der Schmied das Eisen so lange, bis es glühend wird, was mit Hilfe seines primitiven Blasebalges zwar nicht in sehr kurzer Zeit, aber doch erreicht wird. Er nimmt seine Eisenzange mit den langen Schnäbeln, ergreift das Eisen damit, thut es auf den Ambos, der schon europäisches Aussehen hat, und schlägt es zur gewünschten Gestalt. Sobald das Eisen kalt und schwarz geworden, kommt es wieder in's Feuer; es wird dann wiederum glühend gemacht und zur gewünschten Form geschlagen. Bis in die neueste Zeit hinein werden von den Schmieden hier im Euhelande gearbeitet: Aerte, Haden, Buchmesser, Thürriegel, Schlüssel, Fesseln, Messer, Rasirmesser, besondere Messer zum Anbohren des Palmweines, Schwerter, Dolche, Spieße, Armringe, Fingerringe, Kriegsglocken, Glocken für Feitschprießer, Mörser, Ketten, Fußschellen, große Nabeln, Hämmer und kleine Eisenwaaren für Thüren, Fenster und Koffer. Sehr geschickte Schmiede bringen es auch fertig, Gewehrtheile zu schmieden. —

Nachdruck des Inhalts verboten!